

Dann kommt er zum letzten Mal – Grenzgeschichten

Wenn man das Enden nicht nur bedenkt, sondern erfährt, führt das immer an Grenzen und in unsichere Gefilde. In der Begegnung mit demenzerkrankten Menschen ist das eine fortwährende Konfrontation. Es hält den Blick offen, für «irrationales» aber nicht weniger wahres Erleben.

Von Renate Sulser

Ich warte an der Haltestelle auf meinen Bus nach Hause, müde und noch ganz in den Fängen des Geschehens nach einem Mal-Tag mit an Demenz erkrankten Menschen des Krankenhauses Sonnweid. Unverhofft trifft mich die Frage:

Wenn ich heute stürbe – auf was möchte ich zurückblicken?

Überrascht, auch befremdet, höre ich mich spontan und überraschend laut rufen: «Dass ich die demenzerkrankten Menschen nicht mehr störe beim Malen, sie nicht mehr belästige und verwirre mit dummen Fragen und dass ich mein Wissen um diese

Arbeit weitergegeben habe.» Diese Gedanken an der Bushaltestelle bewegten mich buchstäblich vom Fleck. Busfahren kam nun nicht mehr infrage, gehen, laufen, ausschreiten musste, wollte ich, sozusagen mir Beine machen, wie man doch so treffend sagt.

Abschied nehmen, Loslassen und Beenden sind in meiner Arbeit alltäglich und mir vertraut. An einem Ort für demenzerkrankte Menschen zu arbeiten, heisst immer wieder aufs Neue Beziehungen einzugehen.



Abb. 1: «Es seicht Bindfäden»

Nähe wagen und Distanz halten. Aufmerksam hinsehen und mit allen Sinnen wahrnehmen. Einander kennenlernen, miteinander vertraut werden, lachen, manchmal auch weinen, ratlos sein, sprachlos, wütend. So viele dieser Menschen sind mir lieb geworden beim gemeinsamen Malen. Und dann, nach gar nicht so langer Zeit, sterben sie, diese Menschen, und der Malplatz bleibt leer. Er wird bald von einem neuen malfreudigen Gast eingenommen. Was übrig bleibt, sind die Bildspuren.

Ich blättere im «Maltagebuch» eines betagten Mannes. Bild für Bild. Da wurde ein Traktor gemalt mit Auspuff, «es seicht Bindfäden und da Uuspuff fehlt» (Abb. 1).

Er ist froh, dass ein kleines Dach ihn vor dem Schlimmsten schützt. Ruppig geht er mit mir um, kommandiert mich von hier nach dort, bis ich wütend werde und ihn in die Schranken weise. Er horcht auf, schaut mich verdutzt an und stellt fest «aha, bisch dä Scheff im Lade». Ja, bin ich, und zähneknirschend nimmt er das zu Kenntnis. Das wird nichts mit uns, denke ich, und doch ...

Etwas entsteht, wächst zusammen, entfaltet sich. Er, der Bauer und Landwirtschaftsfahrzeugmechaniker, kann zart sein, malt mir einen Blumenstrauß und meint «da, für dich, häsch Blume ja gern» (Abb. 2).

Dann wieder Traktoren. Es schlammt, die Räder spulen, Dreck spritzt, er flucht und braucht Metallfarbe, «mues dä Charä nöi schtriiche, es hät Roscht». Dann, eines Tages, schlurft er, Speichel seilt sich ab, er spricht verwaschen und die Hände sind eiskalt. «Bi müed, häsch en Schtuel? Mag nüme shtaa» (Abb. 3).



Abb. 2: «Da, für dich, häsch Blume ja gern»

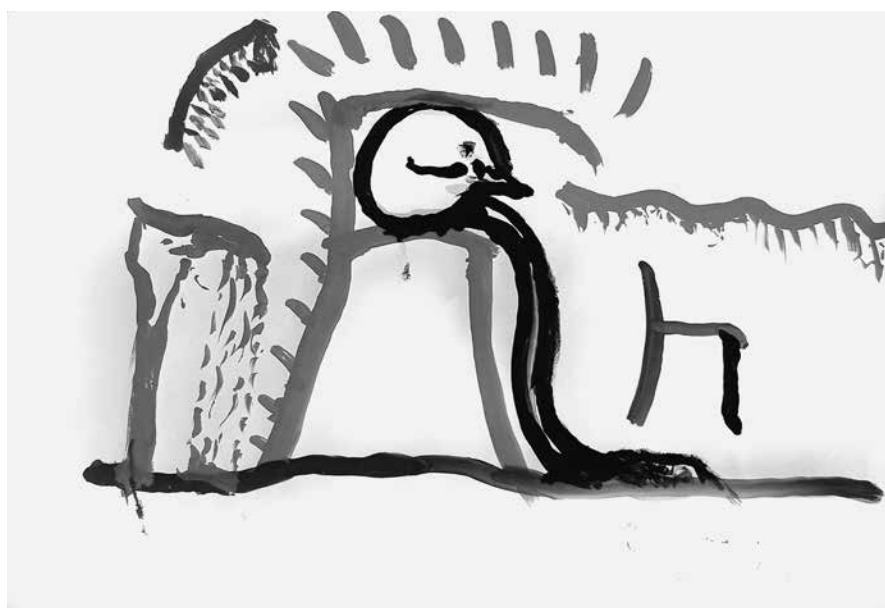


Abb. 3: «Mag nüme shtaa»



Abb. 4: «Lueg, das isch dä Ängel»

Ratlos sitzt er vor seinem Malblatt. Dann: «Bruuche Farb, mues en Mannsgoggel male.» Er malt einen Stuhl, dann sich. Müde sitzt er da, sagt «jetzt schtani nüme uuf. Ha chalt und öppis schtimmt no nöd.» Was kann ihm helfen, frage ich. «Ä Sunne, gibmär Farb.» Die Sonnenstrahlen reichen weit, so dass sie ihn und den Stuhl umhüllen. In der oberen linken Ecke muss es doch noch regnen. Dann kommt er noch ein letztes Mal zum Malen. Still sitzt er da. Dann will er Holzfarbe und malt nochmals einen Traktor. Er ähnelt einem Sarg. Ein Mann liegt darin, schaut in die Ferne. Eine Sonne wärmt ihn und mit hellem Blau malt er eine schwebende Figur. Mit Schwarz verstärkt er sie. «Lueg, das isch dä Ängel, dee holt mi dänn ab» (Abb. 4).

Beim Betrachten dieses letzten Bildes überfluten mich Erinnerungen, ganz private und auf mein Leben bezogene. Als kleines Mädchen begegnete auch mir ein Engelwesen. Es stand auf dem Komposthaufen. Lange sahen wir uns an, still und reglos. Manchmal nahm ich auf meiner linken Körperseite etwas Diffuses, Schattenähnliches wahr. Dann entdeckte ich, ein wenig später, die Schatten. Nie war auf sie Verlass. Ständig veränderten sie sich, kamen mir beängstigend nahe und über-

ragten mich weit, nur um dann wieder klein und lustig mit mir um die Wette zu hüpfen. Meine Mutter meinte, alle Menschen hätten ihren Schatten, auch Tiere, Pflanzen, Berge. Meine Schatten waren weit mehr, für Erwachsene nicht verständlich. Meinen Blick in die andere Welt habe ich noch heute. Darum fällt mir auch so leicht, diese Grenzgeschichten zu verstehen. Im Duden – Sinn- und sachverwandte Wörter – finde ich, gleich nach Beelzebub, einiges zum Begriff Beenden: abbrechen, aufgeben, aussteigen, einstellen, es dabei bewenden lassen, ein Ende machen, einen Schlusstrich ziehen, unter Dach und Fach, das Handtuch werfen ...

Renate Sulser

*Maltherapeutin: zertifizierte Validation@-Worker nach N. Feil
Lehrbeauftragte für Begleitetes Malen für Menschen
mit Demenz oder geistiger Behinderung
Leiterin des Malateliers Sonnweid
Morgentalweg 35, 8620 Wetzikon
ausdrucksmalen@bluewin.ch*

Literatur:

- Sulser, Renate: «Ausdrucksmalen mit Menschen mit Demenz».
Verlag Hans Huber, Bern, Hogrefe-Verlagsgruppe
- Sonnweid, das Heft, Nr. 5. «Lindern: Die lindernde Wirkung des Malens»
- Werkserien auf der Website www.ungekuenstelt.ch